

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 45 (1969-1970)  
**Heft:** 15

**Artikel:** Eines Nachmittags in der Villa  
**Autor:** Jucker, Iwan  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1079381>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Eines Nachmittags in der Villa

Von Iwan Jucker

Er hatte nicht erwartet, dass an diesem Nachmittag etwas Besonderes geschehen würde. Die anderen Studenten, auch Benni und Gretchen, waren weggefahren; keiner mochte über das Wochenende in dem grossen, schmutzigen Haus bleiben. Im Sommer war die Villa idyllisch in ihrem Verfall, mit Mondschein im Park und auf den zerbrochenen Treppen. Jetzt aber war Winter, Advent, und Jakobs Zimmer — das ehemalige Musikzimmer der Villa — kalt wie ein Stein. Es erhielt etwas Wärme von der Küche her, aber heute kochte Gretchen nicht. Die Mauern, die Schränke, die Fensternischen, sie hauchten tiefe Kälte aus.

Jakob sass in Stiefeln und einem wattierten Rock am Schreibtisch. Er verfolgte die Wolken, die sein Atem ausstieß. Proletarische Wolken, dachte er. Seine Hände kamen nur mit den Fingerspitzen aus dem Ärmel hervor; er machte Fehler beim Schreiben auf der Maschine. Heimlich gefiel es ihm, zu frieren; Kälte und Hunger, dachte er, seien notwendig, um den Geist unabhängig zu halten. Er hätte wohl in Bennis Zimmer arbeiten können, bei Benni funktionierte die Heizung. Aber Jakob zog sein eigenes Zimmer vor, den Parkettboden, die Puttenköpfe, die Fenster, weiss von Eisblumen. Konzerte waren hier gegeben worden, vor Jahrzehnten, als Herrschaften mit Köchin und Zimmermädchen die Villa bewohnten; ein Mann war angestellt, Holz zu hauen und die Kamine zu heizen. Jakob fand es richtig, dass heute die Kinder von Köchin und Holzhacker hier wohnten, Studenten in einem Abbruchhaus, die künftige Elite des Landes.

Gegen Abend, wenn Jakobs Gesicht vor Kälte brannte, nahm er die Einkaufstasche und ging an den weissen Gärten vorbei ins Dorf. Im Dorf waren die Schaufenster erleuchtet, voller Watte und Lametta. Jakob ging schnell, er stampfte, er trat in viele Kaufläden ein und empfand die Wärme, den Duft von frischem Gebäck. Dabei sah er aus wie ein struppiger Winterspatz — die Verkäuferin legte

schnell eine Semmel mehr in den Sack.

Denn es war eine reiche Ortschaft am Rande der Stadt. Die Damen in ihren neuen Häusern atmeten auf, wenn sie jemand fanden, der die Anzüge ihres Gatten tragen wollte, und viele machten sich gar nicht auf die beschämende Suche nach Empfängern. Wegen dieser reichen Leute, meinte Jakob, war es wichtig, Armut und Bedürfnislosigkeit zu demonstrieren. Er demonstrierte damit auch seine Verachtung ihnen gegenüber, ihnen

und Meinungen über grosse Distanz hinweg zu geben.

Jakob mit seiner Einkaufstasche, den trotzigen Haaren und dem geröteten Gesicht gehörte zum Bild des Dorfes. Die einkaufenden Frauen kannten ihn, manche lächelten, wenn er vorüberging. Manche zwangen ihn, sie zu grüssen. Jakob sagte «guten Tag», wenn er einen Laden betrat, aber er liess sich nie in ein Gespräch ein. Unter gesenkten Lidern beobachtete er Hände, die auf Gemüse deuteten, Geld hinzählten, Rabattmarken klaubten, und er konnte in den Gesichtern Dinge lesen, die vielleicht nur ihm so erschienen, die aber menschliches Versagen ohne Verstellung preisgaben und Jakob in seiner Verachtung bestärkten.

Nur mit der Mutter des Schwachsinnigen und mit dem Schwachsinnigen selbst pflegte Jakob kurze Unterhaltungen. Der Schwachsinnige war etwa zwölf Jahre alt, dünn und gross. Wenn er ruhig blieb, glich sein Kopf mit den blonden Haaren den Bildern des Infant, welche Velasquez gemalt hat. Der Schwachsinnige hielt seine Mutter an der Hand, er zog sie vorwärts, hinein in die Kaufläden. Dann — in der Leere und Stille, die sein Kommen stets hervorrief —, schritt steif hinter den Ladentisch und gab dem Besitzer oder den Angestellten die Hand. Wenn er das getan hatte, stellte er sich wieder neben seine Mutter und wartete. Seine Mutter war eine hübsche Frau, die ihre Haare nicht gefärbt hatte und ihren kleinen grauen Schopf wie eine Tarnkappe trug. Stefan war ihr einziges Kind.

«So ein Unglück», sagte die Bäckersfrau einmal, als die beiden gegangen waren. «Sie hätten die Frau als junges Mädchen kennen sollen. So übermüdig, so umschwärmmt. Ist durchs Dorf gestiefelt in ihrem Reitanzug, das Peitschchen unterm Ellbogen. Aber ein gutes Mädchen, anständig, meine ich, trotz den reichen Eltern. Und jetzt dieses Kind. Tag und Nacht die Sorge um dieses Kind. Nur Gott weiss, warum er sie so gestrafft hat.»

---

**Im Märzheft dieses Jahres haben wir den Gewinner unseres Literaturwettbewerbs bekanntgegeben, verschoben jedoch die Veröffentlichung seiner Geschichte aus thematischen Gründen in die vorweihnachtliche Zeit. Wir glauben, dass unsere Leser bei der Lektüre nachträglich mit uns einig gehen, wenn wir Iwan Juckers Erzählung mit dem ersten Preis bewertet haben.**

---

und ihren Automobilen und Chauffeuren, den Privat-Schwimmbädern. Jakob wünschte keine Revolution, er war nicht einmal Kommunist; zu viele reiche Kommunisten lebten hier.

Wenn Jakob einen Laden betrat, hielt er sich im Hintergrund, er liess eiligen Käufern den Vortritt, weil er die Wärme mit einem der Trunkenheit ähnlichen Behagen genoss. Zudem war er, nach den einsamen Vormittagen, geradezu gierig auf Menschen, auf ihre Gespräche. Sein Ohr, trainiert darauf, die verschiedenen Färbungen der Dialekte zu erkennen, liess ihn ohne Mühe erraten, ob jemand am unteren Ufer des Sees aufgewachsen war oder dreissig Kilometer weiter östlich. Er hörte sogleich die Sprache der Reichen heraus, den schleppend müden Tonfall, die deutlich akzentuierten Wörter, als seien die Sprecher gewohnt, Anweisungen

«Ist es eine Strafe?» fragte Jakob. Das nächste Mal, als der Schwachsinnige seine Mutter in Herrn Fenners Laden zog, war Jakob allein dort. Der Käsehändler sei schnell in den Keller gegangen, sagte Jakob. Die Frau lächelte. Der Schwachsinnige betrachtete Jakob mit schief gehaltenem Kopf, dann streckte er ihm die Hand entgegen: «Guten Tag.» Seine Stimme klang rauh, als würde sie durch finstere Gänge gestossen, bevor sie den Ausweg fand. Jakob nahm die schlaffe Hand mit unterdrücktem Ekel: «Stefan», sagte er. «Guten Tag.» Die Mutter beobachtete ihn. Ihr ruhiges Gesicht gab ihm Mut.

«Entschuldigen Sie. Aber ich möchte so gerne wissen: Ist es eine Strafe, ein solches Kind zu haben?»

Die Frau wurde rot, sie sah jung aus, zornig. Dann beherrschte sie sich, sie betrachtete Jakob mit dem nachdenklichen Ausdruck, den sie für ihren Sohn zeigte. «Eine dumme Frage», sagte sie ruhig. «Keiner kann sein Schicksal auswählen. Eine Strafe ist es nur dann, wenn man es nicht annimmt.» Sie dachte nach, Jakob fürchtete, sie werde einen Bibelspruch hersagen. Aber sie schwieg. Dann — und Jakob erkannte in ihr das junge Mädchen mit der Peitsche — machte sie einen Schritt gegen Jakob und fragte, sie fragte schnell, heftig, denn man hörte Herrn Fenner hinter der Schwingtür — «Ich frage Sie auch etwas. Sind Sie ein guter Sohn zu Ihrer Mutter? Ein guter Bruder zu Ihren Mitmenschen — Sie, ein normaler, intelligenter junger Mann?»

Bevor Jakob antworten konnte, kam der Käsehändler herein, einen halben Laib vor sich hertragend. Er trocknete die Hände und wartete, dass Stefan ihn begrüsse.

Herrn Fenners Laden, Käse und Delikatessen, war voller Leute, als Jakob die Frau und den Schwachsinnigen wieder antraf. Sie begrüssten sich kurz. «Ich habe gestern meiner Mutter einen Brief geschrieben», sagte Jakob und ging an der Frau vorbei. Die Frau nickte zerstreut, sie folgte mit

den Augen ihrem Sohn, der laut und stockend zum Käsehändler sprach. Die Frauen schwiegen, jemand lachte, freundlich, wie man Kindern zuhört.

«Ich Engel», sagte die rauhe Stimme Stefans. «Ich Engel. Kommen, Herr Fenner.»

«Aha», sagte Herr Fenner. Er reichte Stefan eine Mandarine.

«Stefan meint», sagte jetzt die Mutter des Schwachsinnigen, und ein wenig wurde ihr Tonfall kühl, ein wenig schleppend. Tonfall der Reichen, Tonfall der Distanz und Schildchen «Warnung vor dem Hund» am Parkgitter. «Stefan meint, dass er in der Heilpädagogischen Schule am Krippenspiel mitmacht. Er spielt einen Engel. Er möchte Herrn Fenner einladen.»

«Da komm ich aber gern», sagte Herr Fenner herzlich. «Nur darf es nicht an einem Vormittag sein. Advent, weisst du. Da muss ich viele Leute im Laden bedienen.»

«Es ist an einem Vormittag», sagte die Mutter des Schwachsinnigen.

«Aber ich werde kommen», hatte Jakob plötzlich gesagt. «Ganz bestimmt werde ich kommen, wenn ich darf.» Er hasste das gerührte Gemurmel, das sich jetzt bei den Frauen erhob. Er hatte seine Einkaufstasche genommen und den Laden verlassen.

Kinder mit Schlitten rannten vor ihm her. Vor der Bäckerei blieben sie stehen. Lebkuchen. Auf dem Parkplatz war mit eisernen Klammern eine Tanne befestigt. Die Lämpchen in ihren Zweigen machten den Baum unsichtbar.

Erst am Nachmittag des folgenden Tages, als Jakob die Schritte auf der Treppe hörte, erinnerte er sich an sein Versprechen. Er hatte gearbeitet und das Krippenspiel vergessen. Jetzt kamen Schritte, Stefans Schritte, die Treppe herauf. Die Treppe war verschneit; die Stiefel machten kaum Lärm. Aber deutlich hörte Jakob den hohlen Klang des Holzes, näher, und jetzt öffnete Stefan die Haustür. Sie war nie verschlossen.

Eine Weile blieb es still. Dann die

rauhe Stimme: «Ich Engel.» Der Schwachsinnige allein in der dunklen Halle, Wasserlachen zu seinen Füßen. Vielleicht betrachtet er sich im Spiegel. Vielleicht hat er Angst. Er geht selten ohne seine Mutter. «Ich Engel» — wieder die Stimme, leiser. Jakob, Reue und Ärger im Herzen, stand auf und öffnete die Tür.

«Kalt», sagte der Schwachsinnige, als er hereintrat. Er trug eine blaue Mütze, unter der sein Gesicht noch blasser aussah. Er blieb stehen bei der Tür und zog die Fäustlinge aus. Mit einer verbohrten Gründlichkeit, ruckweise den Kopf drehend, blickte er umher — Jakobs Bett, Jakobs Bücher, die Tannenzweige, welche Gretchen auf den Sims gelegt hatte. Dann Jakobs Tisch mit den Tonbändern, der Schreibmaschine, dem Zettelkasten.

Jakob hatte sich wieder gesetzt. Er schob eine Kaffeetasse und die Zuckerbüchse gegen die Mitte des Tisches. Der Knabe entdeckte die Wolke, die aus seinem Mund kam. «Kalt», sagte er noch einmal. Er legte die Hand auf Jakobs Schulter, die Hand kroch unter Jakobs Jacke. «Kalt.» Jakob fühlte die Hand des Knaben auf seiner Brust. Schnell stand er auf.

«Arbeiten», sagte Jakob und deutete mit dem Finger auf sich. «Schaffen. Stefan soll heimgehen. Mama.»

«Mama», wiederholte Stefan folgsam. Jakob konnte die Frau sehen, wartend vor den verschneiten Büschen, den Kragen des Mantels gegen den Mund gepresst. Noch immer stand der Knabe am Rand des Tisches, nur sein Mund bewegte sich.

Jakob fand einen Rest Schokolade. Er blickte Stefan nicht an, er ertrug die grossen, starren Augen nicht. «Hier, Stefan» — er war froh, dass niemand ihn sehen konnte. «Brav sein. Lieb sein. Heimgehen.»

Der Knabe betrachtete das Geschenk. Er hatte feine weisse Finger. Über sein glattes Gesicht zog ein Schatten. Die Schokolade verwirrte ihn, sie verführte ihn, brachte ihn ab von dem, weswegen er gekommen war. Der Grund, warum er gekommen war, wich zurück, wurde blass,



drohte zu verschwinden. Da war nur die Schokolade und der Mann, der ihn wegschickte. Die Hände des Mannes waren rot. Aber Stefan hatte zu dem Mann gehen wollen — hatte Stefan nicht die Mutter gezogen bis zum Tor der Villa, wo der Mann wohnte? Hatte Stefan nicht etwas gesagt, das jetzt von der Schokolade verdeckt werden sollte?

Die Schokolade war gefährlich. Stefan, dünne Falten auf der Stirn, liess die Schokolade fallen. Sie lag auf dem Boden, eine Staubflocke klebte an ihr.

Jakob sagte nichts. Er stemmte Rücken und Ellbogen gegen den Stuhl und legte die Fingerspitzen gegeneinander. Die Pose schützte ihn. Der Knabe machte einen Schritt rückwärts, aber er ging nicht.

Er wartete lang, er schwankte. Plötzlich ergriff ihn eine Bewegung. Sie lief aufwärts durch seinen Körper wie ein Zittern und blieb in seinem Gesicht. Die Augenlider zuckten. Vielleicht bekam das Kind einen Anfall.

«Stefan?» fragte Jakob.

Stefans Pupillen öffneten sich weit. Sein Gesicht zeigte einen süßen, abwesenden Ausdruck. Kleine Schweißtropfen bedeckten die Stirn. Der Mund begann zu arbeiten, mahlte und rang.

«Ich Engel», sagte er mit Anstrengung und fiel zusammen. Er hielt sich an Jakobs Tisch und wiederholte: «Ich Engel». Die Aussage war oh-

ne die Freude des Vortags; in ihrer Rauhheit klangen Vorwurf und Trauer. Der Mann und das Kind starrten sich an. Dann senkte Jakob den Kopf.

Er wehrte sich nicht, als Stefan den Schreibtisch abzuräumen begann. Stefan tat es sorgfältig, er keuchte, er trug Schreibmaschine und Zettelkasten hinüber auf Jakobs Bett. Jakob liess es geschehen, in einer besonderen Starre oder Lähmung oder auch nur Unentschlossenheit. Zuletzt stellte er selbst die Tonbänder und das Aufnahmegerät auf den Fenstersims. Ein paar Tannenzweige fielen herunter.

Der leere Tisch sah feierlich aus. Stefan atmerte laut. Er wischte mit dem Ärmel über die Tischplatte. Sein Gesicht hatte wieder den Glanz, der an die Infantbilder erinnerte. Er stellte sich hinter den Tisch, Jakob gegenüber. Die grossen Löcher seiner Augen zwangen Jakob.

Sie zwangen ihn, zu verstehen, dass Stefan das Krippenspiel in Jakobs Zimmer bringen wollte. Stefan war der Engel, er war alle Engel. Der Tisch war die Krippe. Stefan ging um die Krippe herum, die dünnen Hände erhoben. Ein Lächeln öffnete seinen Mund, und dieses Lächeln bedeutete Musik, bedeutete Blockflöten, Zimbeln und Triangel, das Tamburin.

Als Stefan an Jakob vorbeikam, gab er ihm einen Blick. Der Blick war so voller Schmerz, dass Jakob nie-

derkniete. Jakob war ein Hirte, er war alle Hirten.

Er kniete im Staub. Seine Stirn lag auf der Tischplatte. Der Geruch und die Glätte des Holzes erinnerten ihn an seine Kindheit. Er kniete, unbehaglich in den plumpen Stiefeln, die Fäuste gegen die Oberschenkel gepresst. Das Gefühl seiner Verlassenheit erschreckte ihn. —

Stefan hatte nicht aufgehört, um den Tisch herumzugehen, zu hüpfen und zu schwanken. Die Erschütterung des Bodens, die Atemzüge des Kindes, näher, ferner, umgaben eine Stille, der sich Jakob mit Seufzen überliess. Die Mauern meines Körpers, dachte Jakob. Die Verachtung in meinem Geist — er sah sich als Haus, umwogt von Nebel. Mit Sanftheit, unwiderstehlich, drang der Nebel, drang die weisse Stille in das unordentliche Haus, und erfüllte es ganz.

Stefan schlug auf die Schulter des knienden Mannes, er riss an seinem Haar. Jakob musste aufstehen. Er musste die Hand des Kindes fassen, und Stefan streckte die andere, freie Hand aus, bildete mit unsichtbaren Engeln und Hirten eine Kette. Auch Jakob hob den Arm. So umstanden sie den leeren Tisch.

Dann war das Spiel fertig. Stefan nahm seine Handschuhe und ging. Jakob blickte ihm nach. Stefan und seine Mutter schritten den dunklen Weg hinauf. Es schneite wieder. Im Haus war es still.